

Wiesbadener Unterhaltungsblatt.

Gratisbeilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.

Amtesliches Organ der Stadt Wiesbaden.

Nr. 37.

Sonntag, den 19. September 1897.

IV. Jahrgang.

Gnadenbrot.

Von Georg v. Rohrscheidt.

(Nachdruck verboten.)

In den sechziger Jahren besuchte ich das Gymnasium meiner Vaterstadt mit einem lieben, kleinen Kerl zusammen, dem Sohn eines Rittergutsbesitzers aus der nächsten Umgebung. Von dem etwa eine Stunde entfernten Gutshof ritt Horst von Heilingen an jedem Schultage zur Stadt, stellte seinen Pony bei einem Familienfreunde ein, speiste dort auch an den Tagen mit Nachmittagsunterricht zu Tisch und galoppierte dann stolz mit dem Schulrözel wieder nach Hause. Natürlich wurde der gute Junge mächtig von den Kameraden beneidet, welchem verwerflichen Gefühl aber in Betracht seiner sehr gesunden Fäuste nicht allzubedeutlich und oft Ausdruck verliehen ward. Wir beide, Horst und ich, standen vortrefflich mit einander und es ereignete sich nicht selten, daß ich läßn auf dem Pony ein Stück zur Stadt hinausstrabte, während der glückliche Pferdebesitzer zu Fuß nebenher sauste.

Auch mußte ich ihn an Sonn- und Festtagen „draußen“ besuchen und unter andern ländlichen Herrlichkeiten die Pferdekoppel bewundern, in welcher wundervolle Halbblutrosse sich lustig herumtummelten. Ein Goldsuchsfüllen war damals sein besonderer Liebling, und das wirklich reizende Thierchen erwirkte diese Freundschaft wie ein artiger Hund. So lange wir zwischen den Pferden uns ergötzten, wich es keinen Augenblick von Horst's Seite, und, ob's nun geglaubt wird oder nicht, es machte beim Abschied stets ein richtig trauriges Gesicht und äugte mit hängenden Ohren hinter seinem Beschützer drein, so lange es ihn sehen konnte.

Im Jahre 1865 schlug unsere Trennungstunde; wir bestanden beide glücklich die Abiturientenprüfung, mein stattd. herangewachsener Freund trat in ein berühmtes Grenadier-Regiment ein, und ich stürzte mich kopfüber ins edle Baufach. Zuerst schrieben wir uns hier und da, dann schloß allmählich der Briefwechsel ein, und wie ich gesehen muß, hauptsächlich durch meine Schuld, bieweil meine Briefschreibfaulheit damals, wie heute noch mehr, eigentlich die zulässigen Grenzen überstieg. Wenige Jahre darauf starben meine beiden lieben Eltern, verwandte besaß ich nicht mehr am Orte, und so kam's denn, daß ich erst wieder im Jahre 1885 gelegentlich einer dienstlichen Reise die alte Heimatstadt betrat. Ich

besuchte zuerst das Grab meiner Eltern, das sich in Folge meiner Fürsorge aus der Ferne in einem sehr guten Zustande befand, und schlenderte dann ziellos in wehmüthiger Stimmung von einem wohlbekannten Platz zum anderen, um schließlich mit inzwischen herangereltem, verständigem Hunger in der „Sonne“ zu landen.

Das Nest an sich hatte sich inzwischen nicht auffallend verändert, aber was doch solche lumpigen zwanzig Jahre bei den Menschenkindern für eine Rolle spielen! Ich erkannte niemanden, mich erkannte niemand mehr. Gerade als ich den Gasthof betrat, fuhr ein flotter Zweispänner in den Thorweg ein. Der Wirth sprang eilfertig herbei und half einem großen, härtigen Herrn aus dem Wagen; das Geheiß des Antömmelings schien nicht so recht in Ordnung zu sein, denn er stieg sich beim Eintreten in das Gastzimmer fest und hörbar auf einen herben Naturstock.

„Na, Kühlewein,“ sagte er gemüthlich, „haben Sie heute was Vernünftiges zu schnabulieren? Ich habe mich eine Besprechung mit ein paar Kornwärmern hier und muß deshalb bei Ihnen essen!“

„Allemaal, gnädiger Herr,“ schmunzelte der Wirth, „meine Alte läßt sich nicht lumpen!“

„Das muß wahr sein! Dann stellen Sie mal gefälligst ein paar Flaschen von Ihrem leichtesten Vergträßler in frisches Brunnenwasser — nicht etwa auf Eis!“

„Weiß schon, weiß schon, gnädiger Herr, wird prompt besorgt. Wenn's Ihnen recht ist, decke ich apart im kleinen Zimmer nebenan für die Herren?“ Dabei wandte sich Meister Kühlewein auch mit einem höflich fragenden Blick zu mir herum.

Ich nickte beistimmend, und nach kaum fünf Minuten stand die Suppe auf dem Tisch. Als Fremder fühlte ich mich verpflichtet, dem entschieden einheimischen Herrn als Tischnachbarn meinen Namen kundzugeben und sagte daher mit der üblichen kurzen Verneigung: „Regierungsbaumeister Hermanns!“

„Heilingen,“ erwiderte gewohnheitsgemäß der andere und sah mich scharf ins Auge.

„Horst?“ fragte ich.

„Rudolf?“ fragte er zurück.

Da beide Vornamen auffallend stimmten, brauche ich wohl aus der nun folgenden Erkennungsscene und Unterhaltung nur die Kernpunkte hervorzuheben. Heilingen war nach vielversprechendem Anfang im königlichen Dienst bei Roßville leider unheilbar lahmgelassen worden und

hatte vor fünf Jahren das väterliche Gut übernommen. Verheirathet war er auch und Vater eines Pärchens; der Schmerz um die glänzend begonnene Laufbahn war überwunden, das Gut wohl im Stande, und so süßte er sich ganz glücklich.

Nach Tisch traten ein paar Kornontels an, und ich zog mich mit Cigarre und Kaffee an den Zeitungstisch zurück, während die geschäftlichen Verhandlungen erledigt wurden. Nach einer guten halben Stunde kam Heilingen wieder zu mir und fragte: „Hast Du hier noch viel zu thun?“

„Eigentlich gar nichts, ich machte nur einen Abstecher!“

„Hast Du überhaupt noch Zeit!“

„Wenigstens vier Tage, meine Dienstreise braucht nicht überflürzt zu werden!“

„Dann wirst Du einfach entführt — mußt doch meine Eheleute sammt dem Nachwuchs kennen lernen. Meister Rühlerwein, haben Sie die Gewogenheit, das Gepäck dieses Herrn auf meinem Wagen versauen zu lassen!“

Und bald darauf kutschierten wir auf dem ebenfalls so bekannten, traulichen Waldwege dem freundlichen Landstube zu. Vor dem Parkthore schon begrüßte uns ein helles Wiehern, das die Wagenpferde sofort pflichtschuldigst erwiderten, und beim Einfahren galoppierte ein vollstänbig lediger Goldsuchs nebenher, Schweif und Mähne flatterten lang im Aufzuge. Das Thier mußte entschieden schon sehr alt sein, doch war es trotzdem noch von unvergleichlicher Schönheit. Heilingen tätschelte ihm den Kopf, denn es lief so dicht angebrängt, daß es gerade noch geschickt das Anstreifen der Räder vermied. Erörterungen dieses außergewöhnlichen Falles wurden vorläufig durch andere Rücksichten abgeschnitten, erst am nächsten Morgen, als ich mit meinem liebenswürdigen Gastfreunde auf der Veranda am Kaffeetisch saß, wurde er mir wieder lebendig vor Augen geführt. Ganz ohne Scheu, als ob das so sein müßte, trottete der bewußte Goldsuchs aus den Büschen hervor, quer über den wohlgepflegten englischen Rasenplatz auf uns zu und holte sich seine ansehnlich schon gewohnten Nebeneinnahmen, bestehend in Brot und Zucker, die ihm gleichmäßig von allen vier Familienmitgliedern unter Streicheln und Kosworten gespendet wurden.

„Das muß ich sagen, gnädige Frau,“ bemerkte ich lächelnd, „erst tritt der allerdings sehr schöne Goldsuchs höher in den Sammet des Rasen, und dann bekommt er dafür noch Vorkerbissen. Wenn ich nicht königlicher Baumeister wäre, möchte ich wohl bei Ihnen ein Pferd sein!“

„Ja, liebster Freund,“ fiel Heilingen ein, jedes Pferd ist auch nicht mein Schamyl. Das hat seine eigene Verwandtschaft. Uebrigens geht die allerdings etwas weitgehende Rücksicht weniger von mir, als von meiner Tyrannin aus!“

In diesem Augenblick sah ich, daß über die ganze Brust des Thieres sich eine schwere Narbe hinzog, und ich sprach diese Wahrnehmung nebst der Frage aus, ob die Narbe mit der Gänsilingsstellung zusammenhinge.

„Richtig gerathen, Rudolf, sogar ganz unmittelbar. Wenn Du mir erlaubst, Anna, die schon so oft gehörte Geschichte nochmals in Deiner Gegenwart zu erzählen, so werde ich sie jetzt zu Schamyls Ehre mit dem nöthigen Feuer vortragen. Friß, bring' Cigarren und Streichhölzer!“

„Nur immer zu,“ entgegnete Frau von Heilingen

und strich besagtem Schamyl zärtlich über die Stirn. „Keine Geschichte höre ich lieber, Du darfst sie noch tausendmal erzählen!“

„Also vorerst kurze Stichworte,“ begann der Gutsherr. „Als Fohlen in meiner täglichen Gesellschaft groß geworden, als fünfjähriges mir vom seltsamen Vater geschenkt, unter Leitung und Nachhilfe des Stallmeisters in R. selbst zugeritten, stets gut und liebevoll behandelt. Zweiter Akt: Beim Ausrücken 1870 wurde ich Bataillons-Adjutant; Schamyl stand im Feuer wie ein Pfahl und slog durchs Feuer wie ein Pfeil. Anno 66 bei Trautenau und Königgrätz und bisher vor Metz hatte ich keinen Hantirß abgekrigelt, am 31. August bei Noisseville ging's mir aber so schief, daß ich heute noch bran zu lauen habe. Als am Abend der große Vorstoß der Franzosen gegen Poix, Servigny und Faily ansetzte, jagte ich gerade zur Weibung über's Feld, als ich plötzlich aus dem Sattel slog und mir schwarz vor den Augen wurde. Ich muß wohl so nach späterer Berechnung zwei Stunden besinnungslos gelegen haben und wachte unter der Empfindung auf, daß mir etwas Warmes, Haariges übers Gesicht fuhr. Nach einiger Zeit wurde mir klar, daß es die Schnauze meines lieben Schamyl war, der treulich bei seinem Herrn Wache stand!“

Hier spitzte der Fuchs die Ohren und wieherte leise, als wüßte er, daß von ihm gesprochen wurde. „Ja, ja mein alter, du bist gemeint,“ unterbrach sich Heilingen und streckte die Hand aus, die das edle Roß augenblicklich wie ein Hund beleckte.

„Ist dieser Goldsuchs derselbe, den du mir damals als Fohlen hier auf dem Gute zeigtest, und der immer neben dir herlief,“ warf ich ein.

„Genau derselbe. Also ich war wieder wach und in meinem etwas brummenen Schädel dämmerte die Erkenntniß der Sachlage auf, über welche schließlich mein entsetzlich schmerzhaftes Bein mir keinen Zweifel ließ. Trotzdem richtete ich langsam den Oberkörper auf. Nachdem ich mich von oben bis unten befühlt und festgestellt hatte, daß nur der rechte Oberschenkel ernstlich beschädigt war, griff ich, um den bei solchen Verwundungen unvermeidlichen brennenden Durst zu beschwichtigen, in die Brusttasche und brannte mir eine Cigarre an. Da fiel mir ein, daß mein Bursche heute beim Ausrücken eine in Heu gewickelte Flasche Rothwein in die rechte Satteltasche schob. „Alle Wetter“, dachte ich, „wie komme ich aber dazu?“ Nun hatte ich mich als Junge öfters ins Gras gelagert und das damalige Füllen durch Klopfen ans Vorderbein mit den Worten: „Komm, Schamylchen, leg dich!“ zu gleichem Thun begeistert. Ich hatte das Kunststück lange nicht wieder versucht, beschloß aber jetzt eine Probe zu machen. Und wahrhaftig, das gute Thier ließ sich vorstüßig auf die Knie nieder und lagerte sich dicht neben mir auf dem Boden, ohne mich zu berühren. Mit zitternden Händen tastete ich in der Dunkelheit nach dem Labetrunk, er war da — und ich trank, trank, trank! Kein Tropfen blieb in der Flasche.

„So, Schamyl, steh auf!“ Ebenso behutsam stellte sich der Fuchs wieder auf die stählernen Beine.

Plötzlich schnaubte und gurgelte er erregt, und ich sah gegen den etwas hellern Horizont, daß er die Hufe spreizte und den Hals lang vorstreckte. Plötzlich meinem Rücken mußte irgend etwas vorgehen, das Schamyl nicht gefiel. Unwillkürlich zog ich den Revolver aus dem Futteral und entscherte ihn, aber mich umzubrehen, war

Unsere geehrten Leserinnen werden höchlichst erucht, den Wiesbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden, in ihren Freundes- und Bekanntenkreisen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannender Romane und abwechselungsreicher Unterhaltungsliteratur dafür bemühen, zu erweilen. Bei Bestellungen und Einfänden von Waren wolle man sich gütigst ebenfalls auf die betr. Anzeigen des Wiesbadener General-Anzeigers beziehen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

Bitte zu lesen!





Unsere geehrten Leserinnen werden höchlichst ersucht, den Wiesbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden, in ihren Kreisen, und Bekannten freien zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswähl spannender Romane und abwechselungsreicher Unterhaltungslektüre dafür dankbar zu erweisen suchen. Bei Bestellungen und Einkäufen von Waren wolle man sich gütigst ebenfalls auf die betr. Angaben des „Wiesbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

mir unmöglich. Jede Bewegung in den Hüften verursachte unerträgliche Qual. Nach einigen Minuten unterschied ich einzelne flüsternde Stimmen, und ein schmaler Lichtstrich glitt über mich fort, alles von rückwärts her.

„Ein verwundeter preussischer Offizier,“ hörte ich jemanden leise in französischer Sprache sagen. „Er sitzt mit dem Rücken nach uns zu. „Vorwärts!“

„Vorsicht,“ warnte eine andere Stimme, „sein Pferd steht neben ihm mit angelegten Ohren und sehr bösen Augen!“

„Ah bah, das schießt man zur Noth vor die Platte!“

„Tölpel, untersteh dich, zu schießen! Hast du die Patronen vergessen?“

„Ach so, richtig! Dann muß es dieser kurze preussische Säbel thun, er ist scharf wie ein Messer!“

Das Geräusch von schleichenden Tritten kam näher. Da — Schamyl wieherte nicht, er brüllte wie eine reißende Bestie. Ein — zweimal ein gräßlicher Aufschrei aus Menschenbrust, dann Stampfen. Knirschen und Krachen — und alles war wieder still. Schamyl stand wieder neben mir, und zu meinem Schrecken hörte ich, wie Blut plätschernd aus seiner Brust zur Erde floß. Schmeckend und bedauernd rebete ich dem braven Kerl zu, er antwortete nur mit leisem Wiehern und schmiegte den Kopf an meine Schulter. Ich blies ihm sanft Tabakdampf in die Nüstern, den er sehr liebte. Sieh mal, so!“

In der That zog das schöne Thierchen den Rauch begierig ein, den ihm Heilungen aus der Savanna zukommen ließ.

„Nebenbei gesagt,“ lachte mein Freund, „ist der alte Sohn ein geriebener Feinschmecker. Wenn ihm mein Kutscher etwas von seiner „Noch du sie“ appliziert, wendet er sich mit verächtlichem Kopfschütteln ab. Aber nun weiter nach dieser wohlriechenden Unterbrechung.“

Bald darauf wurde der Fuchs abermals unruhig, und ich griff wieder zum Revolver. Aber diesmal war's unnöthig. Schamyl wieherte hell und freudig, zum sicheren Zeichen, daß Preußen in der Nähe waren. Ich feuerte schnell hintereinander sechs Schüsse ab, lud dann aber der Vorsicht halber wieder. Ein paar Minuten später sah ich Helme im Laternenschein blitzen, es kamen Mannschaften meines eigenen Regiments. Na, die nächsten Jahre waren nicht schön, denn den Oberschenkelknochen hatte vom Knie aufwärts eine Chassepotkugel bis zur Hälfte zerplittert; Schwamm drüber! Aber sag mal, Kubold, hat meine Frau so sehr Unrecht, wenn sie Schamyl verwöhnt!“

„Recht, gnädige Frau, recht, der goldige Goldfuchs kann gar nicht genug verwöhnt werden! Komm her, du treues Geschöpf, sei auch mein Freund!“

Damit reichte ich ihm begeistert eine ganze Hand voll Zuckerstücke. Schamyl nahm sie an, er hat also mein Freundschaftsanerbieten gewürdigt.

Frauenschönheit in Japan.

Von Friedr. P.

(Nachdruck verboten.)

Die japanischen Toilettenkünste weichen wesentlich von den abendländischen ab. Zu den Hauptschönheiten, die

man dort von einer schönen Frau verlangt, gehört in erster Linie eine weiße Haut; eine reine, weiße Hautfarbe wiegt nach dem japanischen Sprichwort sieben Unschönheiten auf. Die Folge davon ist natürlich eine sehr ausgiebige Verwendung von Schminke, Oshiroi, d. h. weiß, genannt. Denselben Namen trägt die auch in Europa bekannte Pflanze *Mirabilis Jalappa*, die in ihren schwarzen Beeren ein sehr feines, blendend weißes Pulver enthält, das aber seines hohen Preises wegen nur von den reichsten Damen als Schminke verwendet werden kann. So ist man denn, wie in Europa, auf Bleiweiß und Reispulver angewiesen, doch kommt das Schminken neuerdings mehr und mehr außer Gebrauch und nur die Kinder werden noch förmlich weiß getüncht. Eigenthümlich ist der Gebrauch, beim Schminken des Nackens am Beginn der Haare jederseits an der Mittellinie ein Dreieck freizulassen, dessen natürliche gelbbraune Farbe dann eigenthümlich von dem blendenden Weiß des Restes absticht. Aber die Japanerinnen begnügen sich nicht mit der Verschönerung ihres Teints. Da eine hohe Nase für eine Hauptschönheit gilt, suchen sie durch Malereien diese höher erscheinen zu lassen. Dachs führt aus einem japanischen Toilettenbuche verschiedene Anweisungen dazu an, darunter auch ein Sympathiemittel, das auf den uralten chinesischen Kaiser Schimo zurückgreift.

Ferner legt man auf die Ausbildung der Augenbrauen ein großes Gewicht; den Mädchen und auch den Knaben mitunter rasiert man sie, damit sie stärker werden aber auch die Erwachsenen rasieren immer daran herum, denn bei einer tabellofen Schönheit sollen sie zwar schwarz und dicht sein, aber so schmal, wie die Fühler des Seidenschmetterlings. Das Schwarzfärben der Zähne nimmt mehr und mehr ab. Es erfolgt mit einer förmlichen Titantenbildung; man bürstet die Zähne erst mit einer Lösung von Eisenvitriol in Reisbranntwein (Saki) und dann mit stark gerbsäurehaltigem Pulver aus Erlenrinden (Fushinoki); die Prozedur muß aber täglich erneuert werden. Das Rothfärben der Lippen dagegen hat sich noch in vollem Maße erhalten; jede Japanerin, ob reich oder arm, hat ihr Porzellanschälchen, in welchem sie neuerdings statt der Krapplösung immer häufiger Fuchsin befindet. Die dünne Farbensicht läßt die Lippen aber nicht roth, sondern eher grünlich oder gelblich schillernd erscheinen, so daß manche Reisenden behauptet haben, die Japanerinnen vergolbeten ihre Lippen.

Als das Allerunfeinste an einer Frau gelten breite Hüften. Während unsere Damen alles Mögliche thun, um durch Einschnürung der Taille und Verbreiterung der Hüften selbst durch künstliche Nachhilfe das zu erzielen, was sie eine schöne Figur nennen, bindet die Japanerin einen breiten Gürtel um die Taille, um den Vorsprung der Hüften möglichst auszugleichen, und die Armste, die von Natur ein schlankes Taille mitbekommen hat, wattiert den Gürtel mit Papier, um diesen Fehler möglichst zu verdecken. Auch schätzt der Japaner an seinen Frauen volle Form durchaus nicht, schon die kapitolinische Venus erscheint ihm plump und unschön, eher findet die Medizeerin Gnade vor seinen Augen, noch viel mehr aber Ezian's schlafende Venus in der Dresdener Galerie. Eigenthümlich ist auch der Gang der Frauen. Japanische Damen stehen oder gehen nie ganz aufrecht; je mehr sie seine Manier und höfliches Benehmen zeigen wollen, um so mehr bücken sie ihre weibliche Bescheidenheit durch leicht gebeugte Haltung aus. Die Knie sind etwas ge-

beugt, der Oberkörper leicht nach vorn geneigt. Der Gang ist darum sehr unschön und die abscheulichen Stelzschübe lassen ihn noch unschöner erscheinen. Auch im Hause verlangt der gute Ton, daß die Frau den Fuß kaum vom Teppich hebt und mit ganz kleinen Schrittschritten dahinschlurft; muß sie ihn heben, so bleibt er immer parallel dem Boden und im Fußgelenk im rechten Winkel gebogen.



Was die Jahreszeit bringt.

Rathschläge und Recepte für den Haushalt.

Gänseweissauer. Am besten eignen sich die Keulen oder Brust von einer jungen fetten Gans dazu. Man kocht diese Theile in halb Wasser, halb Essig, 1 Lorbeerblatt und Pfefferkörnern gar. Alsdann nehme man das Fleisch heraus, schneide die Brust in Stücke, die Keulen bleiben ganz und lege sie in eine Schüssel. Die Brühe kocht man noch etwas mit 4—6 Gelatinblättern durch, gieße dieselbe durch ein feines Sieb und fülle sie über das Fleisch, das dann zum Erkalten gestellt wird. Hat man Kalbsfüße, die man herantut, ist Gelatine unnötig, da durch das Mitkochen der Kalbsfüße dann eine Steife erzielt wird.

Pfirsich-Torte mit Rahmschnee. Man rollt aus feinem Mürb- oder Blätterteig einen großen, nicht zu dünnen, runden Boden aus, den man auf ein mit Papier bedecktes Blech legt und von dem man ringsherum einen fast drei Zentimeter breiten Rand in die Höhe biegt und mit einem gebutterten Papierstreifen umbindet. Alsdann bäckt man die Torte bei mäßiger Hitze schön hellbraun und stellt sie dann kalt. Indessen halbiert und schält man zehn bis zwölf sehr reife, schöne Pfirsiche, streicht sie durch ein grobes Haarsieb, verrührt den Fruchtbrei mit 300 Gramm feingestochenem Zucker, mischt einen Liter zu steifem Schaum geschlagenen Rahm darunter und füllt die Masse in die ausgekühlte Torte, wo man sie eben streicht und mit einem Gitter von Rahmschaum oder versüßtem Eiweißschnee überspritzt.

Preißelbeerlikör. Preißelbeeren eignen sich wegen ihres würzig bitteren Beigeschmacks vorzüglich zu Elixirfabrikation. Die Früchte werden durchgesiebt, wenn nötig, gewaschen, dann mit wenig Wasser aufgekocht und abgepresst, worauf der ausgekühlte Saft mit Cognac und Zucker vermischt wird. Auf ein Liter Saft rechnet man 1 Liter Cognac und 300 bis 400 Gramm Zucker. Das Filtriren geschieht durch Filterpapier.

Sich einschränken, um zu sparen, ist gewiß sehr löblich, aber wenn man sparen kann, ohne sich einzuschränken, so hat das auch seine Annehmlichkeiten. Wendet man Liebig's Fleisch-Extract in der Küche an, so erspart man namhaft an dem immer theurer werdenden frischen Fleische; zugleich spart man Zeit und Mühe. Kräftige Suppen, wohlschmeckende Saucen aller Art erhält man mittels Liebig's Fleisch-Extract. Das Gemüse und namentlich die Hülsenfrüchte gewinnen durch diese Zuthat so außerordentlich, daß sie zu ganz vortrefflich mundenenden Gerichten werden, die so recht „zum Sattessen“ dienen, während das Fleisch hauptsächlich gebraten oder gedämpft, also in der dem menschlichen Körper zuträglichsten Form, auf den Tisch gelangt.

Speisezettel für einen bürgerlichen Haushalt.

Sonntag: Kartoffelsuppe mit Steinpilzen, geschmorte Tauben, Preiselbeerensompot, Pfirsichtorte mit Rahmschnee.

Montag: Tomaten-Reis, Entrecôte mit Meerrettig.

Dienstag: Suppe mit Nudeln, Saurer Rinderbraten mit Salat.

Mittwoch: Bonillon, Apfelsüße, Kalbsleber.

Donnerstag: Schotenuppe, Huhn mit Reis.

Freitag: Lander mit Mostsch-Butter, Salat von Wachsbohnen.

Samstag: Bieruppe, Conlisch, Gebäckene Nudeln.



Goldkörner.

Wenn ein Durchschnittskopf originell sein will, dann entsteht immer eine Geschmacklosigkeit.

Wenn man kleine Vaster nicht straft, so wachsen die großen.

Wer den Weg der Langmuth und Geduld gefunden, der hat den Weg des Lebens gefunden.



Räthselecke.

1. Verwandlungs-Aufgabe.

Al! Nachen Born Gabe Herd Herz Schiß Tau
Jedes der obigen acht Wörter läßt sich durch Veränderung eines Buchstaben in ein anderes Wort verwandeln. Hat man die richtigen Wörter gefunden, so kann man dieselben so ordnen, daß die fortgelassenen Buchstaben den Vornamen eines berühmten Dichters, die neuausgenommenen Buchstaben den Vornamen eines noch berühmteren Dichters ergeben.

2. Rätsel Distichon.

Schachspieler kennen mich. Mein Name besteht aus fünf Zeichen;
Tauschen zwei Zeichen den Platz, liegt ich in Frankreich als Stadt.

3. Wer erräth's?

Erst gab galant ich Dir „Zwei—Ein“
Und bald darauf Dir warf ich
„Ein—Zwei“ hinauf zum Fensterlein
Und fragt nicht lange: „Darf ich?“
So ward ich kühner, bis ich Dir
Verstohlen „Ein“ gegeben,
Und Du dafür, Geliebte, mir
Dast „Zwei“ gereicht für's Leben.



Auflösungen der Rätsel aus No. 36.

1. **Arithmogryph:** Schubert, Cherub, Humbert, Uhu, Vesper, Eber, Reh, Luch.

2. **Palindrom:** Schlaf, falsch.

3. **Wer erräth's?:** Pöse, Dose, Rose, Rose.

Richtige Rätsel-Auflösungen sandten ein: Heinrich Kopp, Jacob Bey, Wilhelm Sauer, Anna Theis, zwei Abonnenten in der Friedrichstraße, sämmtlich hier. J. Fall in Diebrich, Wilh. Gahn in Dohheim, D. L. in Eddersheim, ein treuer Abonnent in Wader, G. M. in Geisenheim und Maria L. in Hagenburg.